

FABIAN VOGT

**Hier stehe ich,
ich kann
nicht anders —
25 Menschen,
die die Welt
verändern**

25 x Hier stehe ich ...

... für Glaubensfreiheit

1. Martin Luther 18
2. Teresa von Ávila 26
3. Stephanus 34

... für Bürgerrechte

4. William Wilberforce 42
5. Martin Luther King 50
6. Nelson Mandela 58

... für Widerstand gegen den Faschismus

7. Dietrich Bonhoeffer 66
8. Oskar Schindler 74
9. Sophie Scholl 82

... für Selbstbestimmung

10. Christian Führer 90
11. Mahatma Gandhi 98
12. Dalai-Lama 106

... für Gleichberechtigung

13. Malala Yousafzai 114
14. Florence Nightingale 120
15. Rigoberta Menchú 128

... für soziale Gerechtigkeit

16. Elisabeth von Thüringen 136
17. Angela Merkel..... 144
18. Mutter Teresa..... 152

... für die Wahrheit

19. Jesus Christus 158
20. Franz von Assisi..... 166
21. Edward Snowden 174

... für die Zukunft

22. Nadia Murad 182
23. Greta Thunberg 190
24. Aung San Suu Kyi..... 198
25. Clara Zetkin 206

Die Welt verändern..... 213

Über den Autor..... 223

*»Es könnte sehr wohl sein,
dass die Rettung unserer Welt
in den Händen der Nicht-Angepassten liegt.«¹*

Martin Luther King

Vorwort

Es gibt Menschen, die verändern die Welt. Wie der Augustinermönch Martin Luther, der vor 500 Jahren beim Reichstag in Worms seine kirchenkritischen Thesen widerrufen soll – und einfach »Nein« sagt. Obwohl er weiß, dass er damit sein Leben aufs Spiel setzt. Sinngemäß klang das so: »Nein! Mein Gewissen, mein Verstand und mein Verständnis der Heiligen Schrift verbieten es mir, etwas zu tun, das ich für grundfalsch halte.« Oder um es mit seinen (vermutlich) eigenen, berühmt gewordenen Worten auszudrücken: »Hier stehe ich! Ich kann nicht anders.« Manchmal braucht es nicht mehr als ein überzeugtes »Nein«, um die Welt, wie wir sie kennen, aus den Angeln zu heben.

Luthers standhafter Moment der Zivilcourage entpuppt sich nämlich schon bald als »Sternstunde der Menschheit«. Warum? Weil der aufmüpfige Reformator mit seiner Widerrufsverweigerung Ideen hoffähig macht, die viele Historiker für wesentliche Auslöser der Neuzeit halten: Jede und jeder hat das Recht auf eine eigene Meinung, Argumente sind wichtiger als Machtstrukturen, und die Institution Kirche besitzt kein Wahrheitsmonopol – lauter revolutionäre Vorstellungen, die wichtige Bestandteile des Fundaments sind, auf dem unsere moderne, demokratische Gesellschaft steht. Das unerschrockene Handeln eines Einzelnen, der nicht mehr bereit ist, bestimmte zerstörerische Strukturen

auszuhalten oder schweigend zu akzeptieren, wird zum Auslöser einer Entwicklung, die die Lebensbedingungen vieler nachhaltig verbessert: Das ist und bleibt ein-drucksvoll!

»Hier stehe ich! Ich kann nicht anders.« Dieser Leitsatz Luthers gilt vermutlich für alle, die sich irgendwann gegen Ungerechtigkeit und menschenverachtendes Verhalten wenden – und die ihren Traum von einer heileren Welt dagegensetzen. Zum Glück sind in der Geschichte immer wieder Frauen und Männer zur rechten Zeit am rechten Ort aufgestanden, um der Öffentlichkeit deutlich zu machen: »Achtung! So geht es nicht weiter. Irgendetwas läuft hier fundamental schief. Lasst uns gemeinsam neue Wege suchen.«

Dieses Buch macht sich auf eine unterhaltsame Spurensuche: Weltveränderer – was sind das eigentlich für Menschen? Was treibt sie an? Woran glauben sie? Woher nehmen sie ihre Energie? Und wie geraten sie ins Zentrum der Aufmerksamkeit? Vor allem aber: Können wir uns von ihren Idealen und Taten für unser eigenes Handeln inspirieren lassen? Schließlich braucht es auch heute Persönlichkeiten, die den Mut aufbringen, »dem Rad in die Speichen zu greifen«, wie der Theologe Dietrich Bonhoeffer bildhaft formuliert hat. Also Menschen, die nicht bereit sind, den Lauf der Welt einfach hinzunehmen, sondern Hass und strukturelle Gewalt, die in jedem System entstehen können, offen benennen und überwinden wollen.

Dabei sollten wir realistisch eingestehen, dass solche Träumer und Visionäre für die Gesellschaft zu allen Zeiten eine massive Anfechtung waren. Natürlich! Weil sie lieb gewordene Gewohnheiten hinterfragen, fest verankerte Traditionen und Werte überwinden möchten – und weil sie Finger in Wunden legen, die viele einfach nicht wahrhaben wollen. Deshalb werden Weltveränderer gerne als Spinnerinnen und Spinner betrachtet, als Störenfriede, die am Rand der Konventionen agieren, als unangepasste Sonderlinge und Abweichler, die den bisherigen Status quo unverschämt infrage stellen – und dadurch etwas Umstürzlerisches mit sich bringen.

Die in diesem Buch vorgestellten Personen waren und sind alle hochumstritten – oftmals sogar verhasst. Zumindest bei den Machthabern. Sie alle wurden beschimpft, verleumdet, angegriffen, diskreditiert und meist auch physisch bedroht. Sie mussten hart für ihre Ideale kämpfen und erlebten die »Shitstorms« ihrer jeweiligen Epochen hautnah.

Insofern kann man schon vorab festhalten: Die Verbesserung der Gesellschaft ist kein Zuckerschlecken! Und wenn wir einander im 21. Jahrhundert die vermeintlichen Heldengeschichten solcher Weltveränderer erzählen, dann gehört dazu die zeitlose Erkenntnis: Fast alle haben für ihren Einsatz einen hohen Preis bezahlt.

Das Erstaunliche ist, dass sie trotzdem weitergemacht haben. Dass sie trotzdem weitermachen. Unbeirrt. Und unermüdlich. Vermutlich, weil sie spüren: »Die Ziele, für die ich stehe, sind es wert.« Vielleicht könnte man es

auch so formulieren: Weil ihr Traum größer ist als ihre Angst, ihre Hoffnung kraftvoller als die Sorge um das eigene Wohlergehen und ihre Sehnsucht treibender als jede Bequemlichkeit, lassen sich Weltveränderer vom Gegenwind nicht so leicht aus der Bahn werfen. Das könnte damit zu tun haben, dass ein Mensch die Gesellschaft ohnehin nur verändern kann, wenn er an etwas glaubt, das größer ist als die eigene Person.

Dazu passt auch: Die meisten der hier vorgestellten Menschen waren weder Politiker noch Vertreter großer Institutionen. Jedenfalls nicht zu Beginn ihres Einsatzes für eine bessere Welt. In den meisten Fällen geraten Leute wie Sie und ich in eine Situation, in einen »Luther-Moment«, in dem sie erkennen: »Jetzt muss ich Stellung beziehen.« Und weil sie das auf markante und anschauliche Weise machen, werden ihre Zeitgenossen auf ihre Bestrebungen aufmerksam. So entstehen aus Einzeltaten Bewegungen, und die wiederum entwickeln das Potenzial, bestehende Verhältnisse umzukrempeln.

Die Tatsache, dass es oftmals normale Individuen waren (und sind), die ihrem Unbehagen Ausdruck verleihen, erklärt auch, warum sich diese im weiteren Verlauf ihres Lebens vielfach weder als Superheldinnen noch in sonstiger Weise als perfekt erwiesen. Im Gegenteil. Die hier präsentierten »Aufrührerinnen und Aufrührer« hatten alle ihre Schwachstellen: Martin Luther (Seite 18) veröffentlicht im Alter Schriften, die aus heutiger Sicht eindeutig antisemitische Züge tragen, Martin Luther King (Seite 50) nimmt es mit der ehelichen Treue nicht

so genau, und Mutter Teresa (Seite 152) erweist sich nach ihrem Tod als große Glaubenszweiflerin. Kurz: Es menscht überall.

Na und? Persönliche Charakterschwächen mindern die Leistung der Idealisten doch nicht. In keinster Weise. Derartige Ecken und Kanten stören höchstens unser Verlangen nach makellosen Vorbildern – aber ein Vorbild wollten diese Frauen und Männer ursprünglich ja gar nicht sein. Es ging ihnen nicht um Reputation. Sie wollten die Welt verändern, nicht als Heilige verehrt werden. Dass sie sich als unvollkommen erweisen, mag uns stören – es könnte aber auch beruhigen. Denn die Feststellung, dass die »Leuchten« der Geschichte wie alle Menschen ihre Schattenseiten haben, untermauert die Vermutung, dass nicht nur Ausnahmepersönlichkeiten das Zeug mitbringen, Großes zu bewegen, sondern dass jede und jeder von uns die Welt verändern kann. Weil es dazu nicht eines perfekten Charakters oder einer vollendeten Ethik, sondern »nur« einer Vision bedarf.

Und wer sich das vor Augen führt, der ahnt auch: Es ist nicht so, dass große Persönlichkeiten große Visionen erschaffen – große Visionen erschaffen große Persönlichkeiten. Wie das funktionieren kann: Dem will dieses Buch nachspüren.

Was Weltveränderer von Populisten unterscheidet

Bevor wir uns die Porträts von 25 »Wandlungsreisenden« anschauen, braucht es noch eine entscheidende Differenzierung: Es ist nämlich nicht so, dass jeder, der

sich irgendwo hinstellt und öffentlichkeitswirksam ruft »Ich will die Gesellschaft verbessern« oder »Das wird man doch noch sagen dürfen« oder »Ich allein weiß, wie das Elend überwunden werden kann«, das Herz eines Weltverbesserers in sich trägt. Dies gilt gerade in einer Zeit, in der der Aufruf zum Haltung-Zeigen auch von zahllosen extremistischen Gruppierungen kommt.

Darum ist es wichtig, kurz zu betrachten, wie man echte Zivilcourage von Besserwissertum unterscheiden kann, um eben nicht in die Falle des »Wutbürgertums«, der ewigen Protestierer oder anderer radikaler Richtungen zu geraten, die ja auch alle eine grundlegende Erneuerung der Gesellschaft verkünden. Schauen wir uns das mal an!

1. Idealismus

Echte Weltveränderer träumen Menschheitsträume – und die sind immer inklusiv und niemals exklusiv. Das heißt: Sie gelten für alle Menschen, nicht nur für einzelne Individuen oder Gruppierungen. Natürlich machen sich solche Träume in der Praxis meist an realen Gegebenheiten fest, aber Nelson Mandela (Seite 58) etwa hatte, als er Präsident wurde, nicht das Ziel, dass die schwarze Bevölkerung Südafrikas zukünftig mehr Rechte bekommt als die weiße. Er wollte eine Gesellschaft, in der endlich alle Kulturen die gleichen Rechte haben. Und Greta Thunberg (Seite 190) will die Umwelt nicht nur für eine kleine Gruppe, sondern für alle Menschen vor der Zerstörung bewahren. Idealisten

haben ein Ideal vor Augen, das jeder und jedem gleichermaßen zugutekommt. Das ist ein Grundbeleg ihrer Größe. Deshalb können Anhänger von Strömungen, in denen Menschen aufgrund ihrer Rasse, ihres Glaubens, ihrer Herkunft oder ihres Geschlechts diskriminiert werden, niemals den Anspruch erheben, sie stünden für nachhaltige Weltveränderung.

2. Hingabe

Echte Weltveränderer reden nicht nur, sie handeln auch. Sie versuchen, ihre Ideale in die Tat umzusetzen. Ja, ihre Hingabe an ihre Überzeugungen ist derart intensiv, dass sie gar nicht anders können, als diese auch selbst zu leben – oftmals in exemplarischem Handeln, das für die meisten Augenzeugen wesentlich überzeugender ist als große Worte. Elisabeth von Thüringen (Seite 136) war über die Not der Menschen so empört, dass sie die Schätze ihrer Adelsfamilie verteilte und ein Armenhospital gründete. Und Oskar Schindler (Seite 74) mokierte sich nicht nur im Stillen über die bösertige Gewaltherrschaft der Faschisten, er rettete Hunderten von jüdischen Gefangenen das Leben. Im Unterschied zu vielen sehr klugen, aber tatenlosen Systemkritikern und im Selbstmitleid versinkenden Nörglern können Idealisten nicht anders, als für ihre Ansichten geradestehen. Sie bringen ihre Werte und ihr Leben in Einklang.

3. Risikobereitschaft

Echte Weltveränderer wissen, dass sie ein Risiko eingehen. Sie verlassen mit ihren Ansichten und ihrem Tun ihre persönliche Komfortzone und betreten bewusst Neuland, weil sie etwas initiieren wollen, das es bislang so nicht gibt. Dazu gehört meist auch eine intensive Auseinandersetzung mit den eigenen Ängsten. Denn natürlich ruft jede Erneuerung nicht nur Widerstände hervor, sie führt auch zu massiven Anfeindungen. Als Malala Yousafzai (Seite 114) sich für das Recht pakistanischer Mädchen auf Bildung engagierte, ahnte sie, dass die Taliban darauf mit Gewalt reagieren würden – was ja dann auch passierte. Und Edward Snowden (Seite 174) war sich von Anfang an bewusst, dass ihm viele amerikanische Nationalisten seine Enthüllungen über die zügellosen Machenschaften der US-Geheimdienste verübeln würden. Aber er war entschlossen, diesen Preis zu bezahlen. In diesem Sinne repräsentieren alle die hier vorgestellten Personen eine Geisteshaltung, die bereit ist, sich für die angestrebten Ziele und Ideale in Gefahr zu begeben.

4. Gewaltfreiheit

Echte Weltveränderer wollen ihre Ziele gewaltfrei erreichen. Weil es ihnen nicht darum geht, Menschen zu bedrohen oder gar zu vernichten, sondern darum, Strukturen zu verändern, die Gewalt in sich tragen. Darum weigern sich solche Menschen auch, ihre Gegner zu hassen. Sie wollen überzeugen statt verdammen und

Andersdenkende gewinnen, statt sie zu bekriegen – sei es durch zivilen Ungehorsam oder demonstrative Meinungsäußerungen. Deshalb ließ Christian Führer (Seite 90) bei den Montagsgebeten gegen das DDR-Regime Kerzen anzünden, und Mahatma Gandhi (Seite 98) trat in einen langen Hungerstreik, um die englische Besatzungsmacht in Indien zu besänftigen. All das taten sie in der Erkenntnis, dass Gewalt nur mit Liebe überwunden werden kann – weil jede Form von Gewalt immer nur neue Gewalt hervorruft. Entscheidend dabei ist, dass der Wille zur Gewaltlosigkeit keineswegs »Wehrlosigkeit« bedeutet. Er ist eine Einladung, regelmäßig passende Ausdrucksformen des gewaltfreien Widerstands zu entwickeln.

Diese Kriterien sind sicherlich ein Idealbild. Es ist nicht einmal gewiss, ob sich die hier präsentierten Weltveränderer jederzeit daran gehalten haben. Trotzdem zeigen die vier genannten Qualitätsmerkmale einen Wertekanon auf, den wir getrost als Basis jeder großen Erneuerungsbewegung betrachten sollten. Und sie waren auch die Grundlage für die Auswahl der Geschichten in diesem Buch, die versucht, einen repräsentativen Überblick zu geben, und natürlich dennoch zutiefst subjektiv ist.

Mir war es unter anderem wichtig zu zeigen, dass Frauen und Männer gleichermaßen das Potenzial in sich tragen, gesellschaftliche Missstände wahrzunehmen und zu überwinden. Deshalb ist die Auswahl, soweit machbar, nahezu paritätisch. Darüber hinaus

spielte für die Zusammenstellung eine Rolle, dass die vorgestellten Persönlichkeiten für eine große Bandbreite an Idealen und Werten stehen: Glaubensfreiheit, Bürgerrechte, Widerstand gegen den Faschismus, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung, soziale Gerechtigkeit, Wahrheit und die Zukunft unseres Planeten.

Ob und wie diese streitbaren Vorreiterinnen und Vorreiter dabei Vorbildcharakter haben, dürfen Sie entscheiden. Gewiss ist zumindest, dass sie alle Spuren hinterlassen haben. Spuren großer Visionen, die greifbar zu Veränderungen im Miteinander der Menschen geführt haben und führen. Veränderungen, die oftmals sogar jahrhundertealte Unterdrückungsmechanismen überwinden.

Natürlich brauchte es dazu neben einer Vision immer auch viele kleine praktische Schritte solidarischer Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Zu deren Engagement wäre es aber möglicherweise nicht oder erst viel später gekommen, wenn nicht just diese eine Vorreiterin, dieser eine Vorreiter das Wort ergriffen und andere inspiriert hätte.

Schön wäre es, wenn uns die Auseinandersetzung mit den Geschichten der Weltveränderer zeigen würde, welche Herausforderungen in unserer Zeit angegangen werden müssen, was bei uns gerade den »Nerv der Zeit« trifft – und in welchen »Luther-Momenten« wir den Mut aufbringen sollten, laut zu sagen: »Hier stehe ich! Ich kann nicht anders.«

Martin LUTHER

1483–1546



Am 18. April 1521, einem Donnerstag, tritt der Wittenberger Theologe Martin Luther gegen Abend vor die Versammlung des Reichstags in Worms. In dem großen, mit Fackeln erleuchteten Saal sitzen neben dem erst 21 Jahre alten Kaiser Karl V. und den Reichsfürsten viele hochrangige Vertreter der Kirche. Johann von Eck, der Vorsitzende des Kirchengerichts und Leiter der Verhandlung, macht schnell deutlich, was er von dem Vorgeladenen erwartet: »Deine Bedenkzeit ist zu Ende. Sag uns: Bist du bereit, deine Schriften zu widerrufen?«

Luther weiß, was diese Frage bedeutet. Von der Kirche exkommuniziert wurde er schon. Wenn er jetzt nicht nachgibt, droht ihm auch noch die sogenannte Reichsacht, die einen Menschen für vogelfrei erklärt und jedem erlaubt, ihn ohne Strafe zu töten. Dabei ist der Reformator in der Hoffnung angereizt, er könne auf dem Reichstag mit den Anwesenden ernsthaft über seine Kritik an der kirchlichen Praxis diskutieren. Von wegen!

Es ist Luthers zweite Verhandlung bei diesem Reichstag. Und schon bei der Anhörung am Vortag hatte von Eck deutlich gemacht, wie das Verfahren abläuft: »Du darfst hier nicht reden, sondern nur Fragen beantworten.« Dann hatte der Verhandlungsführer harsch auf einen Stapel mit Schriften gedeutet und gefragt: »Be-

kennst du dich zu diesen Büchern?» Luther hatte zwar auf Anraten seines Anwalts darauf bestanden, dass die Titel der Werke vorgelesen werden, damit er sichergehen kann, dass ihm nicht irgendetwas untergeschoben wird, fühlte sich aber von der ganzen Situation und dem Vorgehen von Ecks trotzdem überfahren und überfordert. Statt einer erhofften inhaltlichen Auseinandersetzung erlebte er die geballte Gewalt mittelalterlicher Machtstrukturen: *Widerrufe deine Ansichten – oder stelle dich öffentlich gegen Staat und Kirche*. Also bat der Reformator kleinlaut um Bedenkzeit.

Nachdem ihm diese vom Kaiser gewährt wurde, steht er jetzt, einen Tag später, erneut vor den Herrschenden, die ihm befohlen haben, er dürfe bei seinem zweiten Auftritt auf keinen Fall eine vorgefertigte Erklärung vorlesen, sondern müsse frei reden. Und das tut Martin Luther. Er hat die Zeit gut genutzt und sich in der Nacht sorgfältig überlegt, was er sagen möchte. *Nun, wenn die kirchlichen und weltlichen Fürsten nicht mit mir disputieren wollen, so sein Ansatz, dann muss ich sie eben dazu bringen*. Und das macht er auf rhetorisch brillante Weise.

Diesmal ist nämlich er es, der auf den Stapel seiner Schriften deutet und sinngemäß erklärt: »Ja, diese Bücher hier habe ich geschrieben.« Doch statt jetzt einfach die Frage zu beantworten, die von Eck ihm gestellt hat, beginnt er zu differenzieren: »Nun wollt ihr wissen, ob ich sie widerrufe? So einfach ist das leider nicht. Dazu muss ich erst mal sagen: Achtung! Das sind doch ganz

unterschiedliche Bücher und Publikationen. Einige davon erklären den Glauben sehr grundsätzlich, und das meist übereinstimmend mit dem, was die Kirche seit Jahrhunderten lehrt – selbst meine Widersacher geben zu, dass darin viel Nützliches steht. Das heißt: Würde ich alle meine Veröffentlichungen pauschal widerrufen, dann würde ich auch die Wahrheit widerrufen.«

Indem Luther auf die Anteile seiner Werke hinweist, die mit der kirchlichen Autorität konform gehen, nimmt er den Anklägern schon mal einigen Wind aus den Segeln. In dieser Weise fährt er fort, wenn er als Nächstes seine Kritik an der Institution des Papstamts verteidigt und auf Tatsachen verweist, die selbst eingefleischte Anhänger Roms nicht übergehen können: »Daneben gibt es Schriften, die gegen das Papsttum gerichtet sind. Und niemand kann leugnen, dass einige der päpstlichen Gesetze die Gläubigen aufs Jämmerlichste gepeinigt haben.« Anschließend äußert er sich zu seinen Schriften gegen kirchliche Vertreter, die die kirchliche Lehre auf beinahe groteske Weise verzerrt haben: »Hier gibt es auch Schriften, die ich gegen bestimmte Gegner geschrieben habe. Und ja ... ich gebe zu: Da war ich gelegentlich etwas heftig. Aber wenn solche Menschen nun mal grundfalsche Dinge schreiben, kann ich das doch nicht einfach stehen lassen.«

Und nun kommt der Clou dieser klugen Rede. Luther wendet sich nämlich dem zu, was ihm überhaupt erst diese Verhandlung eingebrockt hat: die Stellen in seinen Büchern, in denen er den kirchlichen Lehren offen

widerspricht. Und diesen Widerspruch erkennt er an. Doch anstatt starrköpfig darauf zu beharren, zeigt er sich demütig: »Ich bin bestimmt nicht verstockt: Wenn ihr überzeugende Argumente und Beweise anbringt und mich des Irrtums überführt, dann werde ich der Erste sein, der meine Schriften ins Feuer wirft.«

Das ist großes Kino. Statt sich auf das rigide »Ja oder Nein«-Spiel der Obrigkeiten einzulassen, beharrt Luther auf einer inhaltlichen Auseinandersetzung. Weil Wahrheit nicht per Befehl verordnet, sondern nur im Dialog und durch Vernunft gefunden werden kann. In Worms beißt er damit allerdings auf Granit. Johann von Eck lässt sich auf solch eine Beweisführung nämlich gar nicht erst ein, sondern beruft sich darauf, dass die Heiligen Konzile schon längst gezeigt hätten, dass sich Luther irrt. Diskussion unerwünscht. Selbstbewusst stellt von Eck dem Aufrührer die Frage, ob er denn die Kompetenz der Konzile anzweifeln wolle?!

Nun ist das Verhör beim Wesentlichen angekommen. Was zählt? Institutionelle Autorität oder die persönliche Überzeugung? Denn natürlich will Luther die Kompetenz der Konzile infrage stellen, weil sie im Widerspruch zu der von ihm erkannten Wahrheit stehen. Darum mündet seine Erklärung in den berühmt gewordenen Worten: »Wenn ich nicht durch das Zeugnis der Heiligen Schrift oder durch gute Argumente überzeugt werde, dann bleibt mein Gewissen allein an Gottes Wort gebunden. Und darum kann und will ich nicht widerrufen. Hier stehe ich. Gott helfe mir. Amen!«

Für das Verhältnis von Obrigkeit (Staat und Kirche) und Individuum bedeutet dieser Auftritt einen historischen Paradigmenwechsel. Martin Luther lässt sich an diesem Tag vom herrschenden Machtapparat nicht mehr vorschreiben, was er zu tun, zu denken und zu sagen hat, sondern widersetzt sich. Als Einzelner stellt er sich gegen ein System, das sich selbst zur alleinigen Instanz in Sachen »wahr« und »unwahr« erklärt hat.

Wer ist dieser Mann, der es wagt, derart selbstbewusst die Kirche herauszufordern? Nun, der Wagemut des Reformators ist natürlich auch seiner Biografie geschuldet: Jahrzehntlang hatte der Mann erlebt, dass ihm die von kirchlichen Institutionen verkündete Wahrheit die Hölle auf Erden bereitete, indem sie ihm die Furcht vor der ewigen Verdammnis eintrichterte! Aus Angst, für Gott nicht gut genug zu sein, ist er ins Kloster eingetreten, aus Angst hat er versucht, dem Himmel alles recht zu machen, und aus Angst hat er täglich seine 14 privaten Schutzheiligen angerufen. Bis ihm ein Bibelvers aus dem Römerbrief die Augen öffnet: »Der Gerechte lebt aus dem Glauben!« Sprich: Es geht gar nicht darum, was ein Mensch tut, sondern darum, was er glaubt, um seine Herzenshaltung. Und: Gottes Liebe kann man sich gar nicht verdienen, die bekommt man geschenkt, einfach, wenn man sich ihr öffnet. Später schreibt er über diesen befreienden Moment: »Da fühlte ich mich ganz und gar wie neugeboren – und durchs offene Tor trat ich ins Paradies ein.«

Wenn es aber stimmt, dass Gott aufs Herz und nicht auf die Taten schaut, dann machte der berüchtigte Ablasshandel, der den Menschen im 16. Jahrhundert vorgaukelte, sie könnten die Folgen ihrer Fehler durch den Erwerb von Ablassbriefen mildern, überhaupt keinen Sinn. Und deshalb nagelt Luther nicht nur seine »95 Thesen wider den Ablass« an die Tür der Wittenberger Schlosskirche und schreibt ein Buch nach dem anderen, um den Menschen die »Freiheit eines Christenmenschen« neu vor Augen zu führen. Darum reist er, allen Gefahren zum Trotz, auch nach Worms zum Reichstag, weil er eben hofft, dort den höchsten Autoritäten seine Sicht darlegen zu können: »Selbst wenn in Worms so viele Teufel wie Ziegel auf den Dächern wären, würde ich trotzdem hinfahren.«

Als Luther den Saal des Reichstags verlässt, ruft er angeblich erleichtert: »Ich bin hindurch.« Doch seine Hoffnung, Kirche und Kaiser zu überzeugen, hat sich nicht erfüllt. Noch ganz im Denken seiner Zeit gefangen, erklärt der Kaiser wenig später: »Es ist gewiss, dass ein einziger Bruder irrt, dessen Meinung gegen die der gesamten Christenheit steht ... und ich bereue, dass ich nicht früher gegen seine falsche Lehre vorgegangen bin.«

Hier allerdings irrt Karl V. Es passiert eben doch hin und wieder, dass eine Einzelne oder ein Einzelner eine Erkenntnis hat (oder zumindest neu ins Gespräch bringt), die – auch wenn alle Zeitgenossen anderer Mei-

nung sind – wahr ist und die Kraft besitzt, die Gesellschaft zu erneuern. Jedenfalls entfaltet die Widerrufsverweigerung Luthers in Worms eine Sogwirkung, die nicht nur die Kirche reformiert.

Und weil er in seinem Streiten für einen mündigen Glauben auch findet, dass jede und jeder das Recht hat, das Neue Testament selbst zu lesen (vorher gab es fast nur Ausgaben auf Latein bzw. Griechisch, die ausschließlich von der Bildungselite gelesen werden konnten), übersetzt Luther es ins Deutsche, während er sich auf der Wartburg vor den Häschern des Kaisers versteckt. Übrigens sehr unwillig, weil er der Überzeugung ist: Die Wahrheit sollte man nicht verstecken. Und auch nicht diejenigen, die sie aussprechen wollen.

*»Einen traurigen, verzagten
Menschen fröhlich zu
machen ist mehr, als ein
Königreich zu erobern.«*

Teresa von ÁVILA

TERESA DE CEPEDA
1515–1582



Wie Martin Luther tritt die spanische Karmeliternonne Teresa an, um in einem (nach ihrer Wahrnehmung) verkrusteten und müde gewordenen religiösen System die befreiende Kraft des Glaubens neu erfahrbar zu machen – und um zu zeigen, dass jeder Mensch die Möglichkeit hat, Gott ganz persönlich und unmittelbar zu begegnen. Anders als bei Luther ist der große Wendepunkt ihres Lebens aber keine öffentliche Anhörung, sondern eine nächtliche, halblegale Aktion: Am 24. August 1562 weiht Teresa in Ávila nämlich still und heimlich ein von ihr selbst gegründetes und äußerst umstrittenes Kloster ein, in dem sie fortan leben möchte und das sie dem heiligen Josef widmet. Einen speziellen Ort der Anbetung, der ganz anders sein soll als die Klöster, die sie bislang kennengelernt hat.

Natürlich hat dieser subversive Akt eine Vorgeschichte. Und die geht so: Doña Teresa de Cepeda y Ahumada stammt aus einer ursprünglich jüdischen Familie, die zwar zum Katholizismus konvertiert ist, im strengen Spanien aber ständig unter dem Verdacht steht, ihre Hinwendung zum Christentum nur vorzutäuschen und heimlich weiter die jüdischen Bräuche zu praktizieren. Die junge Adelige, die einen ausgeprägten Hang zu schönen Kleidern, edlen Parfüms und schicken Frisuren hat, sorgt sich nicht zuletzt aufgrund

dieser Unterstellungen so sehr um ihr Seelenheil, dass daraus nach und nach eine ausgewachsene Angstpsychose wird. Deshalb tritt sie auch mit 20 Jahren in ein Kloster ein. Weniger aus Überzeugung denn aus Angst, sonst in alle Ewigkeit verdammt zu werden: »Lieber auf Erden leiden und in den Himmel kommen – als auf Erden feiern und dann in der Hölle landen.«

Bedauerlicherweise erweist sich ihr Kloster keineswegs als Hort der Einkehr, sondern eher als gehobenes Damenstift. Teresa hat in der großzügigen Anlage ein Zweizimmer-Apartment mit Dienerin, geht ein und aus, wann es ihr gefällt, und darf – entgegen der Ordensregel – auch ihren Besitz behalten. Vor allem aber erlebt sie den Luxus-Konvent mit seinen 190 Nonnen als völlig unspirituell. Nicht die Kontemplation, die aufrichtige Suche nach Gott, sondern die Suche nach einem möglichst angenehmen Leben treibt viele der Nonnen um. Grund dafür ist, dass die meisten von ihnen nur deswegen ins Kloster eingetreten sind, weil sie auf diese Weise nicht als alte Jungfern, sondern in einem ehrbaren Stand ihr Leben führen können.

Es sind nicht nur diese ungewöhnlichen Umstände, unter denen Teresa leidet. Es ist auch ihr Körper, der ihr zu schaffen macht. Sie wird krank. Und zwar richtig. Später erzählt sie, dass sie sich 20 Jahre lang jeden Tag mindestens einmal übergeben musste. Besonders dramatisch wird es, als eine Kur bei einer Wunderheilerin misslingt: Drei Tage lang ist sie daraufhin völlig gelähmt. Man hat bereits das Grab für sie ausgehoben, als endlich Besserung

eintritt. Anschließend bleibt sie drei Jahre lang so gut wie bewegungsunfähig. In dieser Zeit liest sie viel und stößt dabei unter anderem auf ein Buch des Franziskaners Francisco de Osuna und seine Behauptung: »Beten ist keine Pflicht, sondern eine Freude.« Dieser kleine Satz wirft die aufgewühlte Karmeliterin völlig aus der Bahn und schenkt ihr das Thema ihres Lebens, nämlich die Freude am Beten. Sie selbst wird es später so ausdrücken: »Beten ist wie Reden mit einem Freund, bei dem wir oft und gerne verweilen, weil er uns liebt.«

Auf jeden Fall klingt das ganz anders als all das, was Teresa in ihrem Kloster beobachtet. Dort müssen nämlich jeden Tag bestimmte Pflichtgebete erfüllt werden, deren Inhalte strikt festgelegt sind und die nur wenig mit Freude zu tun haben. Montag: Sünde, Dienstag: Tod, Mittwoch: Hölle, Donnerstag: das Jüngste Gericht ... und weitere ähnlich heitere Themen.

Und weil die Nonne in ihrem hektischen Adelskloster ohnehin keine Ruhe findet, um sich auf Gott zu konzentrieren, wird ihr klar, dass sie eine eigene Gemeinschaft braucht – einen Hort des Miteinanders, in dem der Glaube tatsächlich an erster Stelle steht. Die aufmüpfige Nonne träumt von einer neuen Form des geistlichen Zusammenlebens, die sich allein durch Almosen trägt, keine Standesunterschiede kennt und sich vollständig auf ihre geistlichen Aufgaben besinnt. Außerdem sollen in der von ihr erträumten Gemeinschaft maximal 13 Nonnen leben – eine Gruppengröße, die sich bei Jesus und seinen 12 Jüngern ja schon bewährt

hat und verhindern soll, dass es überall wie in einem Taubenschlag zugeht.

Heimlich sucht sich Teresa Mitstreiterinnen und geht das Projekt konkret an. Sie kauft im Namen ihrer Schwester ein Haus in Ávila und hat das »Glück«, dass ihr Schwager krank wird. So kann sie nämlich jeden Tag unter dem Vorwand, einen nahen Verwandten pflegen zu müssen, heimlich das neu erworbene Gebäude renovieren. Bis es im Sommer 1562 endlich bereit ist, die ersehnte Kommunität aufzunehmen.

Doch so erfüllend das Leben in dem neuen Kloster auch ist: Teresa de Jesús, wie sie sich bald darauf nennt, muss von nun an erleben, was es bedeutet, wenn jemand ein bestehendes System infrage stellt. Denn natürlich ist ihre Neugründung eine deutliche Kritik an der bisherigen Praxis vieler Frauenklöster. Die nächsten Jahrzehnte kämpft die Visionärin daher durchgehend gegen Anfeindungen, Verleumdungen und Bedrohungen – obwohl der Karmeliterorden ihr aufgrund ihres wachsenden Erfolgs sogar gestattet, weitere Klöster zu gründen. Schließlich landet ihr Fall bei der Inquisition. Und auch wenn der Vatikan zu ihren Lebzeiten mehrfach versucht, ihre Gemeinschaft der sogenannten Unbeschuhten Karmelitinnen zu verbieten, muss Rom am Ende doch anerkennen, was Teresa leistet.

18 Klöster wird sie am Ende ihres Lebens gegründet haben. 1622 wird sie nicht nur heiliggesprochen, sondern erhält von Papst Paul VI. auch als erste Frau die Auszeichnung »Kirchenlehrerin«.

Zu diesem Ehrentitel beigetragen haben vor allem ihre klugen Schriften, in denen Teresa – meist in Landessprache – den Menschen Mut macht, die Kunst des Betens neu zu lernen und statt mit vorgefertigten Ritualversen persönlich mit Gott zu reden. Einmal schreibt sie sinngemäß: »Beten ist nicht der Lärm vieler Worte, sondern eine tiefe innere Sehnsucht nach Gott ... nicht die Exerziten der Jesuiten oder die Bußübungen der Erleuchteten, die sich selbst verlieren wollen, sind wahres Gebet. Ich will mich nämlich gar nicht verlieren. Ich will mich finden. Bei Gott.«

Um deutlich zu machen, wie sie dieses kontemplative Gebet versteht, wählt Teresa sehr anschauliche Bilder. Für sie ist Beten zum Beispiel so, als ginge ein Mensch mit Gott im »Garten seiner Seele spazieren«. Am bekanntesten wird jedoch ihr Vergleich der Seele mit einer »inneren Burg«: »In jedem Menschen gibt es eine Burg aus Kristall, in der Gott wohnt. Darum sollt ihr danach streben, mit diesem göttlichen Ursprung in euch wieder zu verschmelzen.« Wie dieser Reifungsprozess genau aussieht, beschreibt die Karmeliterin in einem fast modern anmutenden Sieben-Punkte-Plan, »in dem das Ich, das um sich selbst kreist, zu einem Menschen wird, der sich wieder mit dem Willen Gottes vereint«. Am Ende gilt: »Ich kreise nicht mehr um mich selbst und kann grenzenlos lieben.«

Terasas stark von der mittelalterlichen Mystik geprägte Spiritualität trifft den Nerv ihrer Zeit. Vor allem, weil sie – anders als damals üblich – emotional erlebt

werden kann und weil sie ein neues Gottesbild beinhaltet: Gott als liebevoller Begleiter, dem ich mich voll und ganz anvertrauen darf.

Gelegentlich schleicht sich in Teresas Bilderwelt sogar eine sexuelle Konnotation ein. So schreibt sie an einer Stelle: »Ich sah einen Engel und in seinen Händen einen langen goldenen Pfeil. An der Spitze dieses Eisens schien ein wenig Feuer zu züngeln. Mir war, als würde es mir bis in die Eingeweide vordringen. Als er es herauszog, war mir, als würde er mich brennend vor Gottesliebe zurücklassen. Der Schmerz war so stark, dass er mich Klagen ausstoßen ließ, aber auch voll Zärtlichkeit.« Solche Texte bringen den Bildhauer Gian Lorenzo Bernini um 1650 dazu, seine Skulptur »Die Verzückung der heiligen Theresa« so anzulegen, dass sie als erste Darstellung eines weiblichen Orgasmus gilt.

Es ist nicht zuletzt die Fähigkeit Teresas zu starken Gefühlen, die ihr die Kraft schenkt, auch in herausfordernden Situationen nicht aufzugeben und verbissen an ihren Zielen festzuhalten – und so eine der ersten Frauen zu werden, die dem männlich dominierten System Kirche (das ja damals auch die Wissenschaft beherrscht) zeigt, welche Kraft Emotionen haben. Das kann sie deshalb, weil sie eine Stärke in sich spürt, vor der jede irdische Herausforderung verblasst und die sie in ihrem berühmtesten Text, »Nada te turbe«, einfühlsam beschreibt: »Nichts soll dich erschrecken, nichts soll dir Angst machen, denn wer Gott bei sich hat, dem fehlt nichts. Gott allein genügt.«

*»Sei gut zu deinem Körper,
damit deine Seele Lust hat,
darin zu wohnen.«*



*»Gott und ich – wir zusammen sind
immer die Mehrheit!«*

STEPHANUS

1-40



Stephanus, der erste Märtyrer der Christenheit (gerne auch mit dem charmanten Titel »Protomärtyrer« versehen), erlebt – wie Martin Luther – den folgenreichsten Moment seines Lebens im Angesicht eines Tribunals, einer Gerichtsverhandlung. Anhänger des Judentums, die sich über den Aufschwung der christlichen Gemeinde in Jerusalem ärgern, haben Zeugen bestochen und den frühen Christen beim obersten geistlichen Gericht der Stadt angezeigt: »Wir haben gehört, wie dieser Mann über Mose und Gott gelästert hat.« Puh! Für die jüdischen Richter ein Verbrechen, das die Todesstrafe verdient.

Jetzt steht er da. Vermutlich im Jahr 40, also rund zehn Jahre nach der Himmelfahrt Jesu. Und Stephanus ist in der Urgemeinde ein bedeutender Mann: Er gehört zu den Diakonen, die von den Aposteln – den Leitern der Gemeinde – eingesetzt wurden, damit es nicht, wie anfangs gelegentlich geschehen, zu Ungerechtigkeiten bei der täglichen Versorgung der Witwen kommt. Die Apostel, die der Überzeugung waren, sich nicht auch noch um die Verteilung von Essensrationen kümmern zu können, wählten daher kurzerhand sieben Männer »voll Geist und Weisheit«, weihten sie durch Handauflegen und beriefen sie so zu Diakonen, quasi zu den ersten christlichen Sozialarbeitern der Weltgeschichte.

Dabei erwies sich besonders Stephanus als Glücksgriff. Ja, der griechischstämmige Mann, dessen Name »der Bekränzte« bedeutet, entpuppte sich nicht nur als engagierter Mitarbeiter, sondern auch als talentierter Prediger, ein Gottesmann »voll Kraft und Gnade«, der »Wunder und große Zeichen« tat, wie die Bibel berichtet. Und offensichtlich erregen genau diese öffentlichkeitswirksame Leidenschaft des »Bekränzten« und die dadurch entstehende Aufmerksamkeit für die Christen den Unmut vieler religiöser Jerusalemer. Und zwar einen gehörigen Unmut. Zumindest ist eine Anklage wegen Gotteslästerung eine äußerst ernste Angelegenheit.

Vor dem Hohen Rat, dem Sanhedrin, wiederholen die gekauften Männer ihre Anschuldigungen: »Wir haben ihn sagen hören: Dieser Jesus von Nazareth wird den Tempel zerstören und die Ordnungen ändern, die uns Mose gegeben hat.« Was nicht mal ganz falsch, aber erkennbar aus dem Zusammenhang gerissen ist. Tatsächlich hat Jesus mehrfach erklärt, er könne den Tempel einreißen und in drei Tagen wieder aufbauen – womit er allerdings nicht über das historische Gebäude, sondern bildhaft über seinen Tod und seine Auferstehung gesprochen hat. Entscheidend ist: Ohne diese Zusatzinformation klingt die Aussage in den Ohren frommer Juden wie eine abscheuliche Blasphemie. Entsprechend entsetzt richtet der Vorsitzende des Rats, der Hohepriester, die alles entscheidende Frage an Stephanus: »Ist das wahr?«

Tja! Ähnlich wie Martin Luther begnügt sich auch der forsche Diakon nicht mit einem simplen Ja oder Nein. Im Gegenteil: Er hält die vermutlich längste Rede der gesamten Bibel und macht seinem Ruf als wortgewaltiger Verkündiger damit alle Ehre. Denn er dreht kurzerhand den Spieß um und erklärt den Anwesenden: »Nicht ich habe das jüdische Gesetz gebrochen, sondern ihr.« Und damit meint er nicht nur seine Ankläger, sondern auch und besonders die Vertreter des Hohen Rats. Seine nun folgende Verteidigungsrede ist ein flammendes Plädoyer für das christliche Verständnis Gottes und die freie Verkündigung.

Um seine Überzeugungen anschaulich zu machen, beginnt Stephanus erst einmal mit einem zackigen Durchmarsch durch die Geschichte Israels: von Abraham und Josef über Mose und den Auszug aus Ägypten bis hin zum Bau des Jerusalemer Tempels. Lauter Erzählungen, die den Anwesenden vertraut sind. Allerdings betont der Angeklagte in seinen Ausführungen besonders die Tatsache, dass das Volk Israel zu allen Zeiten dazu geneigt hat, sich seinem Gott zu widersetzen. Und so, wie es im Lauf der Geschichte fast jeden der von Gott gesandten Boten verfolgt habe, habe es jetzt auch Jesus verfolgt und getötet. Womit (für Stephanus) bewiesen ist: Die Juden halten sich in alter Gewohnheit wieder einmal nicht an das Gesetz des Mose und die klaren Weisungen des Himmels.

Am Ende krönt »der Bekränzte« seine Rede mit einer opulenten Zeichenhandlung; entweder weil er wahr-

haftig eine Vision hat oder weil er einfach ein brillanter Redner ist. Jedenfalls hebt er den Kopf demonstrativ gen Himmel und ruft: »Ich sehe den Himmel offen ... und den Menschensohn [Jesus] zur Rechten Gottes sitzen.« Mit anderen Worten: »Jesus ist bei Gott – und das bedeutet: Er ist wahrhaftig der angekündigte Messias, auf den unser Volk so lange gewartet hat. Wenn ihr das nicht erkennt, dann seid ihr die Ketzer, nicht ich.« Man könnte es auch so formulieren: Der wahre Richter ist Jesus. Also hat dieses komische Gericht hier gar kein Recht, über mich zu urteilen.

Für die anwesenden Juden ist diese Provokation so anstößig, so gotteslästerlich, dass sie sich die Ohren zuhalten – nur, um nicht weiter zuhören zu müssen. Und weil Stephanus trotzdem nicht daran denkt, aufzuhören, wird er vor die Stadt ans Jerusalemer Damaskustor gebracht und dort gesteinigt. Wobei er noch im Sterben, wie sein Vorbild Jesus, versöhnend ruft: »Gott, rechne ihnen diese Sünde nicht an.«

In der erbosten Zuschauermasse, die sich den Tod des unverbesserlichen Anhängers dieses Jesus von Nazareth anschaut, steht an diesem Tag übrigens auch ein jüdischer Geistlicher, der im Christentum noch eine tragende Rolle spielen wird: Paulus von Tarsus.

Der Gedenktag für den heiligen Stephanus ist der 26. Dezember. Ein wahrlich passender Termin: Direkt nach den Feierlichkeiten zur Geburt Jesu wird die Christenheit jedes Jahr daran erinnert, was es kosten

kann, zu seinem Glauben zu stehen – und dass es bis heute wichtig ist, mutig zu sein, wenn andere einem den Mund verbieten wollen. Weil es zu Überzeugungen dazugehört, dass man ihnen trotz Widerständen treu bleibt und dass man sich nicht schämt, seine Meinung zu sagen. Ein Appell, der nach wie vor ermutigen kann; gerade dann, wenn manch westlichem Christenmenschen schon das Herz in die Hose rutscht, wenn er auf einer lockeren Party gefragt wird: »Ach, Sie glauben an Gott?« Für die Millionen Christinnen und Christen, die nach wie vor weltweit verfolgt werden, hat die Geschichte von Stephanus dagegen eine wahrhaft existenzielle Dimension.

Trotz des garstigen Endes von Stephanus gilt der standhafte Bekenner bis heute als »Patron für eine gute Sterbestunde«. Warum? Wahrscheinlich, weil in der biblischen Apostelgeschichte, die all diese Ereignisse überliefert, betont wird, er habe während seiner Verhandlung ein Strahlen auf dem Gesicht gehabt. Damit war keineswegs ein beseeltes Grinsen gemeint, sondern eine innere Erleuchtung (»wie ein Engel«), ein »Feuer- und-Flamme-Sein«, das auf eine göttliche Präsenz im Menschen hinweist. Sprich: Stephanus konnte Haltung zeigen, weil er von seinem Glauben erfüllt war – so sehr, dass man ihm diese Begeisterung weithin ansah.

Anscheinend ist das Phänomen der Weltveränderung, die Haltung des *Hier stehe ich!*, nie ein rein intellektuelles. Schön, wenn das, wofür man einsteht, klug durchdacht und argumentativ fundiert ist – zum Wesen

eines Bekenntnisses gehört aber, dass die dazugehörige Person sich auch emotional zutiefst damit verbunden fühlt. Weil sie erfahren hat, dass es sich um substanzielle Werte handelt, die die eigene Existenz betreffen. Das heißt: Erneuerung entsteht nicht aus der Distanz, sondern in der Identifikation. Ein Mensch macht sich eine Überzeugung zu eigen – und aus diesem Einswerden entsteht persönliches Engagement. Ein Engagement, das bisweilen eben nicht nur die Augen, sondern einen ganzen Menschen zum Strahlen bringt.

Ach ja: Das Wort »Begeisterung« verweist auf die Erfüllung mit einem besonderen Geist. Und das, was die Bibel gerne als »Heiligen Geist« bezeichnet, ist schon immer eine Kraft gewesen, die Menschen über sich hinauswachsen lässt. Es könnte sich lohnen, diesem Geist nachzuspüren.

*»Ihr seid Starrköpfe!
Euer Herz gehört mir nicht,
und ihr seid taub
für meine Stimme.«*



»Ich sehe den Himmel offen!«